

Vorrede

In seiner Denkkraft ging eine neue Schöpfung vor. – Es war ihm, als ob es erst in seinem Verstande dämmerte, und nun allmählich der Tag anbräche, und er sich an dem erquickenden Licht nicht satt sehen konnte.¹

Karl Philipp Moritz: *Anton Reiser, Dritter Teil* (1786)

Schon Mitte zwanzig ist er ein Wundertier, bestaunt wegen seines unsteten Wesens, seiner Hypochondrie, seines sozial auffälligen Verhaltens und vor allem wegen des beispiellosen Aufstiegs. Der Braunschweiger Landschaftssekretär Johann Anton Leisewitz (1752–1806), Mitglied des Göttinger Hainbunds und Autor des berühmten Trauerspiels «Julius von Tarent», hält Anfang 1780 in seinem geheimen Tagebuch eine Begegnung mit dem seltsamen Mann fest, der da noch ganz am Anfang seiner Laufbahn steht: «Nachher brachte Eschenburg einen Magister Moritz aus Berlin zu mir. Dieser Mensch ist in 10 Jahren Hutmacher Bursche in Braunschweig, Schüler in Hannover, Student in Erfurt, Magister in Wittenberg, Lehrer am Philantropin in Deßau, am Waisenhaus in Potsdam, Conrector und Prediger in Berlin gewesen. Heute Abend sagte iemand, er wäre auch Comödiant gewesen, und mir deucht auch, daß er mit Iffland seinem Bruder wegging. Ich kan kein Urtheil über ihn fällen, weil mir vieles an ihm gefiel und auch vieles misfiel.»²

Karl Philipp Moritz ist ein Musterschüler der pädagogisch gesinnten und dabei so unvergleichlich optimistischen Aufklärung. Das 18. Jahrhundert entdeckt den Menschen und stellt sogleich Maximalforderungen an ihn. Er muss selber für seine Freiheit sorgen: «Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.»³ Moritz' Geburtsfehler – die Herkunft aus dem Vierten Stand, die unterdrückte Jugend – hätte ihm nur wenige Jahre früher die Geisteswelt versperrt, an einen sozialen Aufstieg wäre nicht zu denken gewesen. Erst mit der Aufklärung wurde

das anders. Moritz wuchs im schlimmsten denkbaren Sektenunwesen auf, doch führte ihn der gleiche religiöse Fanatismus, der ihn zwingen sollte, jedes Selbstbewusstsein abzutöten, erst recht zur Schrift und gab ihm die Sprache, in der er sagen konnte, was er auf dem Weg aus der Unmündigkeit leiden musste.

Bereits in der ersten Folge seines *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde*, das der Professor und Konrektor am Grauen Kloster in Berlin von 1783 an *als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte* herausgibt, tritt er die Reise in die Kindheit an, die so unbegreiflich weit zurückliegt und wiedergefunden werden muss. *In meinem dritten Jahre zog meine Mutter mit mir aus meiner Geburtsstadt weg, die ich seitdem nicht wieder gesehen habe. Ich erinnere mich aber demohngeachtet noch einiger Gegenstände, die dort einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten. Einer dunkeln tiefen Stube bei unserm Nachbar, den wir des Abends zuweilen zu besuchen pflegten. Der kleinen Schiffe, welche auf der Weser fuhren, und wo ich einige Weiber am Rande sitzen sahe. Eines Brunnens nicht weit von unserm Hause, dessen Bild mir immer auf eine ganz eigne Art im Gedächtniß geschwebt hat, und wobei es mir noch jetzt in diesen Augenblick ist, als ob ich wehmüthig in eine dunkle Ferne blickte.*⁴ Wenn man, spekuliert der werdende Psychologe, die frühesten Erinnerungen gleich mehrerer Männer nebeneinander stellte, *könnte man nicht auf die Weise vielleicht dem geheimen Gange nachspüren, wie das wunderbare Gewebe unsrer Gedanken entstanden ist?*⁵ Und setzt dann in der eigenen Erinnerung noch einmal an, mit der Mutter und dem Dreijährigen, der auf ihrem Arm vor dem Krieg fliehen muss. *Ich weiß noch, wie ich, in ihren Mantel gehüllt, mit ihr auf dem Wagen saß, und gewiß glaubte, daß Bäume und Hecken vor uns vorbei flögen, so wie der Wagen fortfuhr. Auch erinnere ich mich noch, wie wir über eine grüne Wiese fuhren, worauf sich oft Wasser von Regen gesammelt haben mochte, daß mir damals wie lauter große Seen vorkam; und wie meine Brüder in rothen Röcken neben dem Wagen hergingen, die ich zu meiner Verwunderung bald erscheinen, bald wieder verschwinden sahe. Von dieser Zeit an scheint mir mein gegenwärtiges Daseyn erst recht seinen Anfang genommen zu haben.*⁶

Genau zu datieren ist die Erinnerung nicht, aber irgendwann in seinen frühen Jahren war es, dass Moritz etwas ganz Neues entdeckte: *er schmeckte die Wonne des Denkens*⁷, nicht allerdings, ohne bald wieder enttäuscht zu werden. Schien es ihm doch, als

ob er nicht weiterkäme, dass etwas *ihn hemmte*, und wie eine *bretterne Wand*, oder eine *undurchdringliche Decke auf einmal seine weitere Aussicht schloß* – es war ihm dann, als habe er nichts gedacht – als *Worte* –⁸.

Um die Niederlegung dieser bretternen Wand und die Wonne des Denkens geht es im Werk von Moritz. Man kann auch sagen, dass er diese Wand sechsunddreißig und drei viertel Jahre und an die fünfzig Bücher lang berannt hat, dass er in die andere Richtung, dass er irgendwohin gelaufen ist, *als ob er dem Sarge, das ihn einzuschließen drohte, hätte entfliehen wollen*⁹. Er mochte sich nicht mit der gott- oder naturgegebenen Enge abfinden, er wollte nicht, dass seinem Geist irgendwas verschlossen bleibe. Zwei Jahre nach diesem ersten Erinnerungsversuch wird der erste Band des *Anton Reiser* erscheinen, ein «psychologischer Roman», vor allem aber die einmalige und zugleich mustergültige Geschichte einer Kindheit. Dieses Leben und dieses Buch werden seinen Ruhm begründen; es hat in seiner Modernität im 18. Jahrhundert nicht seinesgleichen und ist deshalb lebendiger geblieben als die ganze rundum kanonisierte klassische Literatur.

Als sein eigener Herausgeber präsentiert sich Moritz in seinem *Anton Reiser*. Er hätte den vorgeblichen Roman auch eine *Biographie* nennen können, *weil die Beobachtungen größtenteils aus dem wirklichen Leben genommen sind*.¹⁰ Das wirkliche Leben war bis dahin nicht literaturfähig gewesen. Moritz, durch diese Selberlebensbeschreibung zum Hofrat aufgestiegen und zum Freund Goethes, fährt zum ersten Mal wieder in seine Geburtsstadt, dorthin, wo seine niedergedrückte Kindheit begann, und er erkennt wieder, was er erinnert und beschrieben hat. «Er versicherte», heißt es ungläubig in einem auch sonst recht maliziösen Nachruf, «vor dieser Reise immer Bilder mit sich herum getragen zu haben, deren Ursprung er nicht habe begreifen können. Kaum habe er aber Hameln und gewisse Straßen daselbst gesehen, so sey ihm das alles als frühester Jugendeindruck erklärlich geworden.»¹¹ Das ist der Anfang einer Psychoanalyse, die noch kaum von sich weiß.

Bei Moritz wird zum ersten Mal das eigene Leben Programm. Er rekonstruiert es als Pädagoge, als Psychologe, als Analytiker; kälter als er hat sich keiner selber betrachtet. Erst in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts kehrt in den Lebens- und Leidensge-

schichten von Thomas Bernhard («Die Ursache»; «Ein Kind») und Fritz Zorn («Mars») dieser schneidende, oft selbstzerfleischende Ton wieder. Jean-Jacques Rousseau hat vielleicht die Form des autobiographischen Bekenntnisses begründet, Michel de Montaigne sich noch früher mit aller Ehrlichkeit analysiert, aber niemand ist weiter gegangen als das Soldatenkind, ein Hutmacherbursche, der es in seinen wenigen Lebensjahren aus eigener Kraft zum Professor und Salonliebling brachte. *Dergleichen Beyspiele aber*, schreibt er in der Einleitung zu «Salomon Maimon's Lebensgeschichte», *sind lehrreich und wichtig, nicht nur wegen der besondern Schicksale eines einzigen Menschen, sondern weil sie die Würde der menschlichen Natur an's Licht stellen, und der sich emporarbeitenden Vernunft ein Zutrauen zu ihrer Kraft einflößen.*¹²

Moritz ist ein Sonderfall, nicht bloß der Aufklärung, sondern der ganzen deutschen Literaturgeschichte. Er passt nirgends hinein. Mit seiner «Werther»-Begeisterung gehört er zum Sturm und Drang; er hat sich aber früh an die Berliner Aufklärung attachiert, die den empfindsamen Gefühlsüberschwang der jungen Generation streng tadelte. Als er Goethe begegnete, war der ein ganz anderer, auf der Suche nach einer neuen Orientierung, bei der ihm Moritz helfen konnte. Der Berliner Ästhetikprofessor schließlich bestimmte das klassizistische Bild der preußischen Hauptstadt mit und wurde zugleich von den Romantikern verehrt, die der klassische Goethe im Gespräch mit Eckermann am 2. April 1829 ängstlich als das «Kranke» bezeichnete. Nebenbei war Moritz ein dankbares Thema für literarischen Klatsch, bereits zu Lebzeiten eine Attraktion, um die sich sogar Besucher von auswärts drängten. Die einen beschimpften ihn als «Erzdummkopf» und «halben Hottentotten»¹³, wussten von seiner «Eitelkeit, von seiner Sucht besprochen zu werden»¹⁴, und warfen ihm sein offenbar wenig vorteilhaftes Äußeres vor: «Sein Gesicht plump und mit Negerzügen; sein Mund breit; sein Auge und Blick todt und geistlos.»¹⁵ Henriette Herz lobte seine «liebenswürdige Kindlichkeit»¹⁶, für August Wilhelm Schlegel war er ein «grammatischer Mystiker»¹⁷, für Ludwig Tieck ein «Zwillingsbruder»¹⁸, für Jean Paul ein «Grenz-Genie». Ganz geheuer war er keinem.

Er starb früh, und seine Zeitgenossen überlebten ihn sämtlich, selbst seine Lehrer. Generös erwähnt ihn Goethe in der 1816/17



Karl Philipp Moritz. Punktierstich von Peter Haas, um 1790

erschiedenen «Italienischen Reise», aber die Ausschnitte, die er aus der Klassik-Begründung bringt¹⁹, hat die Germanistik lange ganz dem größeren, dem beinah unsterblichen Goethe zugeschlagen. Der Nachruf, den der Schulprofessor Karl Gotthold Lenz 1795 im «Nekrolog» veranstaltete, sorgte für einen moralischen Totschlag. Über fast zweihundert Jahre galt Moritz bestenfalls als Autor des *Anton Reiser*, weil er die Leiden eines Knaben so unvergleichlich klar, auch schonungslos und selbst im Selbstmitleid ohne Nachsicht darzustellen wusste. Seine *Götterlehre*, die in der Übersetzung noch von Robert von Ranke Graves und James Frazer benutzt wurde, erlebte im 19. Jahrhundert immer neue Auflagen, ging aber ihres Autors verlustig. Der war verschollen oder nur durch einen Roman bekannt, der, wie Heinrich Heine schrieb, «die

Geschichte des Verfassers enthält, oder vielmehr die Geschichte einiger hundert Thaler, die der Verfasser nicht hatte»²⁰. Der Ästhetiker, der Popularphilosoph, der Sprachforscher, der Journalist verschwand vollständig in der Literaturgeschichte, die ihn doch nicht unterbringen konnte.

Als Geheimwissen existierte Moritz weiter, in den ersten Büchern seiner unmittelbaren Schüler Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder, in der Ästhetik Wilhelm von Humboldts und August Wilhelm Schlegels, als Laertes in «Wilhelm Meisters Lehrjahre». Erst die Jugendbewegung zur vorletzten Jahrhundertwende entdeckte ihn wieder. Wenn sie beim Wandervogel sangen: «Wir wollen zu Land ausfahren über die Heiden breit, aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit», fanden die Jungen in den *Reisen eines Deutschen in England* und im *Anton Reiser* die Begründung für den Ausbruch aus grauer Städte Mauern. In seinem «psychologischen Roman» hatte Moritz bereits mit schmerzhafter Deutlichkeit beschrieben, was dann bei Hermann Hesse («Unterm Rad»), bei Robert Musil («Die Verwirrungen des Zöglings Törleß») und bei den Expressionisten zur Sprache kam. In dieser Jugendbewegung lernten auch Gershom Scholem und Walter Benjamin den verschollenen Dichter kennen, über den Hugo Eybisch 1909 eine erste und bis heute immer noch gern konsultierte Biographie geschrieben hat. Der Spät-Expressionist Arno Schmidt gab den Geheimtipp etwa gleichzeitig mit dem die Nachkriegsgermanistik dominierenden Benno von Wiese an die nächste Generation weiter, die endlich nicht mehr von Moritz' Modernität überfordert schien.²¹ Wieses Schüler Hans Joachim Schrimpf sorgte in den sechziger Jahren für Neuausgaben der weniger bekannten Moritz-Texte. Schrimpf war es auch, der Peter Handke auf Moritz hinwies.²² In Handkes Roman «Der kurze Brief zum langen Abschied» (1972) werden als Motto zwei Stellen aus dem *Anton Reiser* zitiert, die für eine Renaissance des Autors sorgten. Sie hat bis heute nicht nachgelassen.

Zuletzt hat ihn auch die Germanistik entdeckt. Über keinen anderen Autor des 18. Jahrhunderts sind in letzter Zeit ähnlich vielschichtige Dissertationen entstanden. Die so genannte Höhenkamm-Literatur ist inzwischen so hingebungsvoll abgegrast worden, Goethes Leben von Minute zu Sekunde protokol-

liert, dass die Erschöpfung verständlich wird. Moritz ist verwirrend facettenreich, ein Universal-Dilettant und Großmeister, ein Herold der autonomen Literatur, und im nächsten Moment kann er sich um die Zukunft der Backsteinherstellung in den preußischen Manufakturen kümmern.

Absurd unübersichtlich ist sein Werk, umfangreicher, ehrgeiziger, als einem Mann zuzutrauen wäre, der von seinen nicht einmal siebenunddreißig Lebensjahren auch noch einen guten Teil in Armut, Unwissenheit und periodisch ausbrechender Krankheit verbracht hat.

Seine Seelen-, die eher eine Lebenskrankheit war, brachte dieses vulkanisch herausgestoßene Werk hervor. Als geschulter Selbstbeobachter hat sich Moritz von früh auf an die Autoanalyse, an den Roman seines Lebens gemacht.

Im *Anton Reiser* kommt die Erinnerung an die Mutter ein drittes Mal vor, und jetzt wird aus der isolierten Erinnerung eine Erzählung: *Eine von Antons seligsten Erinnerungen aus den frühesten Jahren seiner Kindheit ist, als seine Mutter ihn in ihren Mantel eingehüllt, durch Sturm und Regen trug. Auf dem kleinen Dorfe war die Welt ihm schön, aber hinter dem blauen Berge, nach welchem er immer sehnsuchtsvoll blickte, warteten schon die Leiden auf ihn, die die Jahre seiner Kindheit vergällen sollten.*²³

Die Leiden eines Knaben

Der «psychologische Roman» *Anton Reiser*, dessen keineswegs romanhafter Lebensgang mit dem seines Autors weitgehend übereinstimmt, ist die Geschichte eines Kindes, das *von der Wiege an unterdrückt ward*²⁴ und sich dennoch aus der Doppelknechtschaft von Religion und niederer Herkunft befreien konnte.

Der Hautboist Johann Gottlieb Moritz (1724–88) aus Halle, Sohn eines preußischen Soldaten und selber engagiert beim Regiment von Post im Rang eines Unterleutnants, braucht eine Mutter für seine Söhne Johann Gottlieb und Anton; knapp drei Jahre zuvor ist ihm Johanna Juliane, geborene Pottron, im Kindbett gestorben. In zweiter Ehe heiratet er Dorothee Henriette (Dorette) König (1721–83). Ins Kirchenbuch der Garnisonsgemeinde zu Hameln wird Karl Philipp Moritz am 17. September 1756, zwei Tage nach seiner Geburt, eingetragen.

Der ältere Moritz war nach dem Tod seiner ersten Frau in eine tiefe Schwermut verfallen, aus der ihn erst die durch Johann Friedrich von Fleischbein (1700–74) vermittelte Lehre des Quietismus befreien kann. Er bindet sich dabei an eine Gruppe von Sektierern, deren paranoides Weltbild das Leben seines Sohnes bestimmt, noch ehe der selber auf diese Welt gekommen ist. Die Quietisten berufen sich auf die französische Mystikerin Jeanne-Marie Guyon du Chesnoy, geboren als Bouvier de la Motte (1648–1717). Sie stand im Ruf der Heiligkeit, weil sie wegen ihrer Frömmigkeit Verfolgungen ausgesetzt war und sogar einen Kirchenstreit ausgelöst hatte. Noch während ihrer Ehe hatte sie sich in einer mystischen Heirat mit Jesus Christus verbunden. Die Lehre der Madame Guyon bestand in einem völligen Sich-Versenken in Gott, der Auflösung des Selbst, der Vernichtung. Erstrebenswert sei ein Zustand der äußersten Ruhe, der Trockenheit, der Dürre, denn es sollte der Körper zwar nicht gänzlich sterben, aber keine Kraft mehr für die Lockungen dieser Welt und schließlich keinerlei Selbstbewusstsein mehr übrig lassen, sodass am Ende *eine völlig uninteressierte Liebe zu Gott, worin sich auch kein Fünkchen Selbstlie-*

Die quietistische
Heilige Madame
de Guyon.
Kupferstich von
W. Broen



be mehr mischen darf²⁵, erreicht wäre. Einer ihrer Propagandisten nannte Madame Guyon «die allervernichteste Seele, von welcher Gottes Wohlgefallen war, solche sich zu unserer Zeit zu offenbaren»²⁶.

Das Werk Madame Guyons wurde weitergegeben wie ein neues Evangelium und blieb vor allem in Deutschland noch Jahrzehnte über ihren Tod hinaus lebendig. So las Goethes entfernte Tante Susanna Katharina von Klettenberg (1723–74) die Schriften der Madame (und auch den «Guía espiritual» von Miguel de Molinos, auf den der Quietismus zurückgeht) und galt ihrerseits als Heilige, weil sie in ihrer Lebensführung jeder Nützlichkeit abhold